



Abend:

Zeitung.

303.

Dienstag, am 20. December 1842.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: R. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Ueber Ernst v. Schiller.

(Fortsetzung.)

Schiller schien das Meiste und Bedeutendste von Schüze gelesen zu haben. Er nannte mir seinen Roman, „den unsichtbaren Prinzen,“ den „Wintergarten,“ auch mehrere einzelne Gedichte, die ihm vorzüglich gefallen. „Aber seine abenteuerliche Reise von Weimar nach Carlsbad,“ sagte Schiller, plötzlich vom Sopha sich erhebend und ein paarmal mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend — „das ist doch die Krone von allem, was er geschrieben. Es ist ein so köstlicher Humor darin. Ich glaube, ich habe das Büchlein dreimal gelesen, und immer wieder mit neuem Vergnügen.“

Er war an's Fenster getreten und sah plötzlich ernst und nachdenkend hinaus in den Garten. „Ich habe,“ sagte er halb abgewandt, „eine ganz besondere Anhänglichkeit an Schüze, seit ich aus seinem eigenen Munde gehört, daß er meinen Vater mit zu Grabe getragen.“

Das Gespräch lenkte sich auf einige andere weimarische Dichter. Ich erwähnte unter anderen Falk, gegen dessen Producte Schiller jedoch eine unüberwindliche Abneigung zu haben schien. Den „heiligen Gräbern zu Rom,“ dem „Prometheus“ und einigen anderen, von Falk geschrieben, gestand er zwar einzelne poetische Schönheiten zu, meinte aber doch, Falk sey eigentlich gar kein Dichter. „Ich habe einmal,“ sagte Schiller, „einen Jahrgang seines satyrischen Taschenbuches gelesen und wahrlich ich möchte mir nicht wieder Zeit und Laune

verderben durch eine solche Lectüre. Gehen Sie mir mit Ihrem Landsmann!“ fügte er gutmüthig lächelnd hinzu, als ich ihm gesagt, daß Falk und ich in einer und derselben Stadt, in Danzig, geboren. Er brach das Gespräch schnell ab. Es mochte unterdessen zwölf Uhr geworden seyn. Da entschuldigte sich Schiller: sein Pferd werde ihm um diese Zeit gebracht, und es sey einmal seine Gewohnheit, vor Tische auszureiten.

So schieden wir dießmal. Ich besuchte ihn seitdem öfter und fand immer einen freundlichen Empfang. Das Gespräch lenkte sich mehrmals auf seinen Vater. Er lächelte selbstzufrieden über meine glühende Begeisterung für den großen Dichter, die nur wenig anderen Poeten Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dabei ließ er es bewenden, ohne mir beizustimmen, wie sich denn dieß auch kaum anders erwarten ließ. Desto unerschöpflicher war er im Lobe Goethe's. Vorzüglich waren „Hermann und Dorothea“ und die „römischen Elegien“ seine Lieblinge. Die letzten schienen ihm als Muster vorgeschwebt zu haben bei einigen von ihm selbst verfaßten Distichen. Sie waren an Friederike S. in Jena. Schiller ahnte nicht, daß er diese Liebesgedichte seinem Nebenbuhler zeigte.

Sehr übereilt aber war es von mir, einst das in der deutschen Literatur bis zum Ueberdruß besprochene Thema zu berühren: wer größer sey als Dichter, Schiller oder Goethe. „Lassen Sie das!“ sagte er mit seinem gewöhnlichen gutmüthigen Lächeln. „Goethe ist ein ganzer Dichter. Aber, lieber D., Sie müssen mehr

von ihm lesen, müssen ihn fleißiger studiren!“ fügte er halb vorwurfsweise hinzu.

Oft hatte ich ihn gebeten um einige Zeilen von der Hand seines Vaters. Er bedauerte, mir damit nicht dienen zu können. Seine Mutter, sagte er, habe ihm oft erzählt, wie nach seines Vaters Tode auch das kleinste Blättchen von ihm als Reliquie vertheilt worden unter seine zahlreichen Freunde und Verehrer. Das schien mir sehr glaublich, und ich mußte mich dabei beruhigen. In Weimar jedoch, wohin ich, durch Ludwig Wieland aufgefordert, zu Anfange des Jahres 1817 gegangen war, um an der Redaction des Oppositionsblattes Theil zu nehmen, richtete ich meine frühere Bitte an Schiller, den ich dort wieder sah. Er war aus Capellendorf, wo er sich damals unter der Leitung des Justizamtmannes Urlaub in der juristischen Praxis übte, nach Weimar gekommen, um seine Mutter zu besuchen.

Im Landes-Industrie-Comptoir, wo ich damals wohnte, überraschte mich eines Tages ein Blättchen von Schiller's Hand. Er meldete mir unter'm 22. Juli mit wenigen Zeilen, daß er so glücklich gewesen, eine Handschrift seines verstorbenen Vaters aufzufinden, ich möchte zwischen zwei und drei Uhr zu ihm kommen und das Blättchen abholen.

Ich eilte nach seinem elterlichen Hause und empfing die Handschrift. Es war ein Quartblatt, auf beiden Seiten beschrieben, ein Bruchstück aus der Phädra, mit mehreren Abänderungen der Verse und einzelnen durchstrichenen Zeilen. Ich bewahre das Blatt noch unter meinen Papieren als eine Reliquie. Mit Ehrfurcht betrat ich an Schiller's Hand das Zimmer, das sein Vater einst bewohnt. Noch stand dort, fast in der Mitte, der Tisch, an welchem er geschrieben, der Stuhl, auf dem er gesessen. An einer Wand des Zimmers sah ich ein Repositorium mit Büchern. Schiller zog einen Folianten hervor. Es war die Schweizerchronik von Eschudi. Ich sah darin mehrere lange Papierstreifen, wie mir Schiller sagte, von seinem Vater selbst hineingelegt als Zeichen: unter andern bei der Abbildung, auf welcher Tell den Apfel vom Haupt seines Sohnes schießt. —

Mein Aufenthalt in Weimar dauerte bis zu Ende des Jahres 1817. In dieser Zeit sah ich Schillern öfters, bald im elterlichen Hause, bald in Ober-Weimar, Belvedere und Tiefurt. Als ich wieder nach Jena zurückgekehrt war, kam ich mit ihm außer aller persönlichen Berührung. Doch erfuhr ich einige Jahre später, daß er auswärts eine Anstellung erhalten. Er war in preussische Staatsdienste getreten und 1819 Assessor ge-

worden bei dem Landgericht zu Cöln. Als er Weimar verließ und die geliebte Mutter und seine Schwestern Caroline und Emilie, denen diese Trennung besonders schmerzlich war, nahm ihn Goethe bei Seite, sprach von der Neigung der Rheinländer, über politische Dinge frei und offen ihre Meinung auszusprechen, so wenig rathsam und vortheilhaft dieß auch meistens sey, und verwarnte ihn in dieser Hinsicht mit den Worten: „Ernst, vergiß nie, was ich Dir hier sage.“

Einige Jahre nachher kam Schiller als Staatsprocurator nach Bonn. Dort verheirathete er sich im Herbst 1823. Sein älterer Bruder Carl, jetzt Oberförster in Lorch, der damals noch unverheirathet im Württembergischen lebte, eilte herbei, der Hochzeit beizuwohnen und den geliebten Bruder nach sechsjähriger Trennung wiederzusehen. Später ward Schiller Landesgerichtsrath in Trier und kam zuletzt als Appellationsrath nach Cöln zurück. —

In sein ernstes Geschäftsleben trat heiter das Schillerfest zu Stuttgart am 8. Mai 1839. Er ward mit seiner Gattin und Stieftochter, Therese v. Massiaur nach Stuttgart gereist. Am Abend jenes Tages sagte er mit unbeschreiblicher Rührung zu einem Freunde, daß ihm nach diesem Tage nichts zu wünschen übrig bleibe, und daß das Leben ihm nichts mehr gewähren könne. Harte Leiden trafen ihn bald nachher. Während er im Winter 1839 an einer gefährlichen Lungenentzündung litt, entriß ihm ein früher Tod in Folge eines rheumatischen Fiebers, seine geliebte Stieftochter Therese, die bei allen, die sie kannten, als ein durch Geist und Herz gleich ausgezeichnetes Mädchen galt. Sein eignes Leiden war durch diesen Verlust schmerzhafter und beunruhigender geworden. Die nachfolgenden Worte in einem seiner damaligen Briefe erweckten jedoch die Hoffnung, daß seine Gesundheit und sein Geist obsiegen werde. „Der nächste Winter,“ schrieb er, „wie die nächste Zukunft überhaupt wird es zeigen, in wiefern wir ohne unsere selige Therese leben können. Bis jetzt waren Krankheit, Theilnahme, Aushülfe und Besuche so zahlreich, daß wir nicht recht zu uns selbst kamen. Ich hoffe alles Gute und ein vernünftig leidliches Leben, da doch immer noch Streben und geistige Regsamkeit in uns vorhanden ist.“

Gegen Ostern 1841 hatte ihn sein Arzt zur Stärkung seiner Gesundheit auf's Land geschickt. Er kam nicht wieder nach Cöln zurück. Das Uebel hatte seine zerrüttete Gesundheit, seine trauernde Seele tödtlich erfaßt. In der Mitte des Wonnemonds, am 19. Mai 1841 Morgens um zwei Uhr verschied er im Hause seines

Schwagers zu Billich, Bonn gegenüber, in den Armen seiner treuen Gattin, im fünf und vierzigsten Lebensjahre, also beinahe an dem Todestage seines Vaters und nur wenige Monate jünger als dieser. Da zeigte auch die von ihm gewünschte Oeffnung seiner Leiche beinahe dasselbe Resultat, wie bei dem Dichter. Sein zweiter Wunsch war, daß er an der Seite seiner im Jahr 1826 ihm entrißenen Mutter auf dem Kirchhofe zu Bonn beerdigt werden möchte. Oft hatte er gesagt, er werde nicht älter werden als sein Vater. Aber erkannt hatte er den nahenden Tod nur wenige Stunden vor seinem Scheiden, und hatte ihn dann mit ruhiger Fassung erwartet. —

Es war vielleicht nur eine zufällige Aeußerung, ohne Beziehung auf sich selbst, als er einst mit einem Freunde über die Krankheit seines Vaters, über die Section und den Zustand der Lunge sprach, und sich darüber nähere Belehrung verschaffen wollte in der Biographie seines Vaters, die seine Tante, Caroline v. Wolzogen geschrieben. Er suchte das Buch vergebens; es war wahrscheinlich ausgeliehen. — Sein Bruder Carl, der auf die Nachricht von seiner bedeutenden Krankheit aus Würtemberg herbeigeeilt war, kam eben noch früh genug, um am 22. Mai sich dem Leichenzuge anschließen zu können. —

Ernst v. Schiller war, wie bereits früher angedeutet worden, in seiner äußeren Erscheinung seinem Vater sehr ähnlich. Er war in beinahe gleicher Größe und Körperbildung und fast ganz derselben Haltung, die nur etwas vorgebeugt war. Auch Form und Farbe seines Gesichtes glich der seines Vaters. Aber wie dieser in der Ideenwelt lebte, so zeigte sich der Sohn im Weltwesen und Geschäft erfahren, kenntnißreich und gewandt. Seine Mutter, die ihn 1821 in Eöln besuchte, schrieb am 17. November des genannten Jahres: „Ueber Ernst habe ich mich sehr gefreut. Sein Amt ist ihm über alles wichtig; er scheut keine Thätigkeit, wo er nützen kann. Seine Ideen sind so klar geordnet, daß ich mich sehr daran ergötze, und recht viel von ihm gelernt habe. Dabei ist er gemüthlich, mild im Leben und für alles Große und Schöne empfänglich.“

(Beschluß folgt.)

Das Opfer.

Die Strahlen des Mondes fielen auf die dichtbelaubten Baumstämme des prächtigen Parkes, welcher das Schloß der Gräfin R. umgab. Der Haupteingang

desselben war mit Blumengewinden verziert und die sieben Musen, welche sich in dem gegen den Park offenen Schloßhof im Halbkreis um das große Bassin reiheten, nahmen sich mit ihren aus weißen Rosen gewundenen Kränzen recht geisterhaft aus. Diese Guirlanden hatte der Haushofmeister überall anbringen lassen, um die Ankunft des Grafen zu feiern, der morgen nach langer Abwesenheit zurück erwartet wurde.

Jetzt lag Alles von den Anstrengungen und Vorbereitungen zum Feste ermüdet im tiefen Schlafe. Nur aus einem der hohen, mit schwerseidenen Gardinen verhängten Bogenfenster des untersten Geschosses schien ein matter Lichtschimmer, bald wurde er heller und ein Schatten glitt über die Gardinen — jetzt öffnete eine weiße Frauengestalt leise das Fenster, große blaue, von Thränen glänzende Augen schauten hinaus in die reine stille Sommernacht; es schien als ob die sieben Musen am Bassin auf die Schwester warteten, daß sie zu ihnen hinüberschweben möge. Sie stand aber so regungslos wie diese Marmorbilder, obgleich ein warmes Herz heftig in ihrem Busen pochte; nun lehnte sie sich ein wenig über die Fensterbrüstung und schien nach dem dunkelsten Theil des Parkes hin zu lauschen. Als sie sich so vorbeugte, fielen Thränen, die wie erstarrt an ihren Augen gehangen, in den Sand. Waren es Thränen freudiger Erwartung, welche die von der Welt beneidete, an Glück gewöhnte schöne Frau des stolzen finstern Grafen weinte?

Als sie das Fenster öffnete, schlug von der benachbarten Kirche die Stunde, in der sie ihrem Geliebten für lange Lebewohl sagen mußte. Ihr Herz hatte schon gewählt, als Familienrückichten sie zu einer Verbindung mit dem Grafen R. zwangen, der in ihr eine seinem Range und seinen Verhältnissen angemessene Partie gefunden hatte und eine schöne geistreiche Frau zu seinem glänzenden Haushalt nothwendig erachtete. Mit Alfred war sie aufgewachsen, mit ihm hatte sie die Freuden und Schmerzen der Jugend getheilt, mit ihm sich eins gedacht, so lange sie denken konnte. Sie that es aus Instinct, ohne Plan für die Zukunft, es war, als ob sich das von selbst verstände und es gar nicht anders kommen könnte; als ihr aber ihre Familie eröffnete, daß sie bestimmt sey, die Gattin des Grafen R. zu werden, da wurde es ihr erst klar, daß sie Alfred liebe, da durchzuckte ein electrischer Schlag ihr ganzes Wesen, alle Pulse stockten, sie glaubte, ihr Geist müsse sich von ihrem Körper losreißen und sich mit dem ihres Geliebten vereinigen. Von da an, als sie sah, daß ihr grausames Geschick unabänderlich war, folgte sie willenlos den An-

ordnungen ihrer Familie. Alles kam ihr vor wie ein fürchterlicher Traum. Alfred war auf Reisen und als er zurückkam, fand er seine Jugendgeliebte als die Frau eines Anderen wieder. Gleich nach der Trauung mußte

der Graf einer diplomatischen Sendung wegen in eine entfernte Residenzstadt und da er wußte, daß diese Abwesenheit sehr lange dauern werde, wollte er sich vorher noch seine Frau sichern. (Beschluß folgt.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Bamberg.

(Beschluß.)

Die Mädchen rücken nach und nach an, zu drei und drei, die kräftigen Dirnen mit den kurzen haushigen Röcken und den bunten Tüchern über der Brust. Sie setzen sich auf die Bank an der Wand und nippen verschämt aus dem Krüge, den der zutrauliche alte Nachbar hinreicht, und stecken die runden Köpfe zusammen und reden, wie gleichgültig, von der Anna, die erst vor Kurzem geheirathet, und was die Frau Amtmännin gesagt, und schauen nur verstoßen nach den Burschen, wenn oben die Tanzmusik beginnt. — Aber hörch, da fahren die Chaisen aus der Stadt an, mit den stattlichen Frauen und gepuhten Fräuleins, die doch eine „andere Taille haben wie das runde, rothbäckige Landvolk.“ Sie gehen in das Zimmer nebenan, und die Töchter wissen den Müttern manches böse Wort zuzulispeln über den Nachbarnsohn und den Better, der draußen bei den Bauern sitzt — gar zu unnobel — und die Dirnen herumreißt.

Aber die Stube wird immer lebendiger. Es wird gelacht und gestritten, geneckt und erzählt. Der Gensdarm steht mit gekreuzten Armen neben der Thüre und der Wirth geht hin und her und der Barbier, der an dem „Herrentisch“ bei dem Gerichtsdiener sitzt, reibt sich die Hände und probirt die alten Schnurren und die Geschichten vom stillen Grund und dem Proceß über die Gemeinbewiese. Aber die Bauern haben sich von ihm gewendet und lauschen dem schnelläugigen Burschen mit dem bleichen Gesicht und den sinkenden Mundwinkeln. Er ist vor Kurzem aus America zurückgekommen und hat den Branntwein in Schoppen trinken gelernt. Wer aus der Fremde kommt, hat gut erzählen; sie hören ihm willig zu — und haben ihn doch schon als Jungen gekannt — und freuen sich seiner Berichte über Pennsylvanien und Maryland und die große Stadt New-York, und wie die gezähmten Tiger und Löwen d'rin auf den Bauerhöfen herumlaufen, wie hier außen die Pudel und wie alle Leute gleich sind und gleich geachtet.

Und oben ertönt die Musik lauter und lauter. Schon gittert die Decke, schon übertönen die rührigen Füße Fiedel und Horn. Dort stampfen und springen die Bauern mit ihren Schätzen, da macht sich ein zierliches Paar aus der Stadt durch helles, langgezogenes Schleifen bemerklich; dort stockt der Tanz im verwickelten Gewühl, hier sausen zwei parquetgewohnte Schnellfüßige muthig über die rauhen Breter. Dort steht ein Bursche abseits und flüstert mit den Comraden, denn sein „Schag“ tanzt mit dem gepuhten fremden Herrn und der Herr thut so freundlich und sie leidet's. Sie leidet's und freut sich und thut stolz, daß er mit ihr tanzt, der ihren Vater über die Achsel anschaut und ihre Mutter und ihren Bruder und Geliebten, der ihr Schmeicheleien sagt, ihr und ihrer Schwester, weil sie hübsch sind und „lose“ Augen haben. — Viele gehen, Viele kommen; treppauf, treppab wogt der Schwarm; immer toller, immer lustiger wird die

Freude, immer kühner die Zärtlichkeit. Dort trennt sich ein eifersüchtiges Paar scheltend und drohend, da zahlt ein froher Bursche einen Extratanz für sich und sein Mädchen. — Die Lichter, rings auf hölzerne Wandleuchter gesteckt, verflackern, verlöschen in dem staubenden, erstickenden Qualm. — Ost auch wenn die mitternächtlige Orgie ihre lärmendsten Feste feiert, bricht Hader unter den Burschen aus, oder die Musiker glauben sich in der Bezahlung übervorthelt und streiten mit den Tänzern, und Zank und Balgerei enden die Herrlichkeit. — Während des Lobens und Jauchzens sitzt ein stämmiger Mann still und ruhig im fernsten Winkel der Wirthsstube. Er sieht vor sich hin; zuweilen, wenn er die Pfeife aus dem Mund nimmt, murmelt er leise Worte. Sein spärliches Haar ist weiß, sein Gesicht trogend geröthet. Sonst ein rüstiger Fuhrmann hat er etwas vor sich gebracht und das Geschäft aufgegeben, und nichts von seinem alten Stande beibehalten als das Costüm, das kurze bequeme Wamms und die lederne Hose mit den kleinen Schnallen seitwärts am Knie, die blauen Strümpfe, den schwersohligen, genagelten Schuh, den hochgekrämpften Hut mit dem breiten Band und vor allem die kleine Pfeife. Die liebe Pfeife, die vor allen Dingen am treuesten bei ihm ausgehalten; kurz ist das gedrehte Rohr; groß, rauch- und rußgeschwärzt der hölzerne Kopf; an der zerbissenen Spitze hängt die dicke Quaste. — Ihm, der Tag um Tag neben den starknochigen Pferden herschritt, bald zurücklaufend, weil der Hund bellte, bald rüstig vorspringend, um der rasselnden Galesche, dem schweren, polternden Postwagen auszuweichen, jetzt wird ihm der Weg vom Tisch bis zur Thüre sauer; aber er hat auch getanzt zu seiner Zeit, wo es doch fröhlicher herging, er hat auch gejoht und geküßt, und jetzt sitzt er im Winkel und dampft vor sich hin und alle das Getümmel weckt ihn nicht aus seiner Apathie.

Und eine Touristin, die im eleganten Reisewagen an der lustigen Schenke vorüberfährt und die Landschaft hinabschaut, wie die Bursche und Mädchen heimkehren und sich am Kreuzweg dort noch einmal küssen und noch ein Wort in's Ohr flüstern, und wie die bunten Bänder und Tüchlein im Winde flattern; die Touristin schreibt in ihrem neuesten Romane oder Weltgang ein Capitel von der Glückseligkeit des Landvolks in den reinen, ungeheuchelten Freuden, die keine Erinnerung und kein Zweifel stört. Aber der Wanderer, der am andern Morgen in die Schenke tritt, wie noch alle die Kagenjammerstaffage von zerbrochenen Gläsern und umgestürzten Stühlen auf dem Boden liegt, und dem die Magd erzählt, „sie seyen gestern bis sechs Uhr da gewesen, die Frau schlafte noch, es brenne noch kein Feuer und sey noch kein Kaffee gemacht,“ er bezeichnet den Tag der Kirchweihe mit dreifach schwarzen Lettern in dem „treuen Bericht einer Wanderung.“

Dies zum Beweis, daß allen Menschen recht thun noch eben so unmöglich ist als zu der Zeit, da Aesop den Löpfer und Gärtner belauschte.

Dr. Feust.